



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rosenberg, Adolf: Stil und Mode.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Als würdiger und interessanter Schluß des Buches erscheint der Versuch, wenigstens „das hellsehende Ahnen von räumlich oder zeitlich weit entfernten Vorgängen“ zu erklären. Er führt uns mitten in des Verfassers metaphysische Anschauungen, die jedenfalls den Vorzug haben, im Prinzip mit denen des größten nachhegelschen Philosophen, Hermann Lotze, verwandt zu sein. Ein „konkreter Monismus“ würde unbedingt erheischen, daß in dem einen Seienden alles individuell Seiende eine Rückwärtsverbindung finde, daß also die Individualseele „gleichsam ein zentraler Telephonanschluß“ die Zustände anderer individuell existierender Dinge vermittele.

Vermutlich wird über unser Buch der Zorn der Kritik von rechts und links her ausgeschüttet werden. Denn wer sich in die Welt mit einem Werke von scharf markirter Eigenart einführt, darf heute mehr denn je darauf rechnen, daß überaus scharfsinnige Leute bei jedem folgenden in alle Zukunft hinein den Charakter des ersten wittern. Und Hartmann hat mit seiner „Philosophie des Unbewußten“ bei zu vielen angestoßen, als daß sich nicht übergenug Scharfsinnige unter ihnen finden sollten. Möge sich niemand die Lust verkümmern lassen, selbst zu lesen.



## Stil und Mode.



Das folgende soll keine ästhetische Abhandlung allgemeinen Inhalts werden, auch kein Versuch, die beiden Begriffe „Stil“ und „Mode“ zu definiren. Jedes Schulkind weiß heutzutage, was „stilvoll“ und noch besser, was „Mode“ ist. Wir wollen nur in einem Rückblicke auf das verflossene Jahr aufzuspüren versuchen, ob und inwieweit sich die Mode zum Stil verdichtet oder beruhigt hat. „Beruhigt“ ist wohl in der Zeit, in welcher wir leben, der richtigste Ausdruck. Die Unruhe, der ewige Wechsel ist das Zeichen unsrer Zeit, das Beharren aber, welches unsre Altvordern, d. h. noch die Männer, die mit Goethe alt geworden waren, als ihr Ideal, dann uns ihren Vorzug preisen durften, auch für uns das Erstrebenswerte. Haben wir nur irgendeine Hoffnung, aus unsrer Unruhe herauszukommen? Wird unser Leben, d. h. die ästhetischen und kulturgeschichtlichen Erscheinungsformen desselben, zum Beharren, zum Bleiben im Wechsel gelangen, wenn auch nur für die kurze Spanne eines Menschenalters?

Um unsern Standpunkt, das Ergebnis unsrer Anschauungen und Beobachtungen gleich von vornherein zu kennzeichnen, müssen wir diese Fragen mit Nein! beantworten. Nirgends, wohin wir auch blicken mögen, sind Reime,

Ansätze zu bemerken, aus welchen ein originaler Saft emporquellend neue Sprößlinge treiben könnte. Wie einst die Erinyen dem Fuße des flüchtigen Orestes folgte, so heftet sich an unsre Fersen der Fluch der Nachahmung. Nur sieht die Sache im Lichte des neunzehnten Jahrhunderts viel weniger tragisch aus. Wir sind nicht die beklagenswerten Opfer eines dunkeln, unentrinnbaren Verhängnisses, sondern unfreiwillige Komiker, die Affen sämtlicher Jahrhunderte, und kein Aereopag der Welt könnte uns von den zahllosen Sünden freisprechen, welche wir im Laufe der letzten fünfzehn Jahre auf den Gebieten der Kunst, des Kunstgewerbes und des guten Geschmacks begangen haben.

Dieser Vorwurf trifft freilich uns Deutsche nicht allein. Er ist ebenso sehr bei Franzosen und Engländern angebracht, welche heutzutage allein eine den Deutschen gleiche Weltstellung einnehmen und deshalb allein in allen umfassenden Fragen mit uns verglichen werden können. Die Nordamerikaner kommen trotz größerer materieller Mittel nicht in Betracht, weil ihre geschichtliche Entwicklung noch zu jung ist und weil sie die Zeit, welche ihnen der Kampf um die Konsolidirung ihres Territorialbesitzes übrig gelassen hat, zur Aneignung aller technischen Mittel und Fertigkeiten verwenden mußten. Auch sie werden sich über kurz oder lang auf dem Kampfplatze einfinden, auf welchem man um die Palme in idealistischen Bestrebungen wetteifert, weil uns die weltgeschichtliche Erfahrung gelehrt hat, daß die technische Fertigkeit stets die Grundbedingung für jede That des Geistes gewesen ist.

Wir Deutsche sind jedoch im Nachtheil, obgleich wir uns in dem Messen unsrer Kräfte, in der Abwägung unsrer Tugenden und Fehler auf Engländer und Franzosen beschränken dürfen. Diese beiden Nationen blicken auf eine Kulturentwicklung zurück, welche niemals so lange und so gewaltfam zerrissen worden ist wie die deutsche durch den dreißigjährigen Krieg. In Frankreich und England haben immer Monarchen den Zeitgeschmack bestimmt, welchen wir heute im Lichte der Geschichte als „Stil“ bezeichnen. In jenen beiden Ländern hat der Kunstgeschmack eine gesetzmäßige Entwicklung gehabt, welche sich dort an die Namen Franz I., Henri II., Henri III., Louis XIII., Louis XIV., Régence, Louis XV. und Louis XVI., Premier empire, hier an die Namen Heinrich VIII., Tudor, Elisabeth, Königin Anna, an die drei George knüpft. Wir in Deutschland kennen diese feinen Stil-, Geschmacks- oder Modeunterschiede nicht. Wir sprechen, ganze Jahrhunderte umfassend, von Renaissance, Barock-, Rokoko- und Popsstil, von Hellenismus und Klassizismus. Etwas spezifisch nationales verbinden wir aber mit diesen Begriffen nicht, und deshalb sind wir so sehr geneigt, fremde Stileigentümlichkeiten, welche mit unserm Nationalcharakter nicht die geringsten Berührungspunkte haben, ohne weiteres zu adoptiren und mit solcher Vollkommenheit nachzuahmen, daß deutsche Erzeugnisse noch heute, wie es seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert üblich war, mit dem französischen Fabrikstempel in die Welt gehen.

Die Wurzel dieses vererbten Übels liegt in der deutschen Kleinstaaterei, mit welcher erst in unsern Tagen so aufgeräumt worden ist, daß der gegenwärtige Zustand als ein erträglicher und gedeihlicher gelten kann. Aber unser Geschlecht kann die Früchte dieser Aufräumungsarbeit nicht mehr ernten, und deshalb müssen wir uns in der immerhin tröstlichen Zuversicht bescheiden, mehr gewußt zu haben, als alle unsre Vorfahren zusammengenommen, aber auch weniger geleistet zu haben. Diejenigen, welche die alte Kaiserherrlichkeit zum erstenmale wieder geschaut haben, sind auf künstlerischem Gebiet ein unproduktives Geschlecht. Wir müssen uns mit dieser bitteren Wahrheit vertraut machen. Auf der andern Seite winkt uns der Trost, daß wir in allen technischen Fähigkeiten so außerordentlich weit vorgeschritten sind, daß wir unsern Erben glatte Wege geschaffen haben. Mögen sie sehen, wie sie auf diesen Wegen weiterkommen! Mögen sie sich aber auch hüten, unsre Aufräumungsarbeiten weiter fortzusetzen, als zur Erhaltung des großen Staatsganzen unbedingt nötig ist. Wie wir aus der geschichtlichen Entwicklung Englands und Frankreichs gelernt haben, giebt die Zentralisation der Reichsgewalt den Anstoß zu einer Erstarkung des Nationalgefühls, welches eine sichere Grundlage für die Konstituierung eines mächtigen Staatswesens bildet. Aber auf der andern Seite haben wir auch eingesehen, wie gefährlich den Machthabern das übermäßige Wachsen einer Zentralstelle wie Paris werden kann, und wie schwierig es ist, die irische Bevölkerung einem Stamme mit so stark entwickeltem Nationalgefühl wie dem englischen zu amalgamiren. Es war daher ein äußerst weiser Akt der deutschen Reichsregierung, den Braunschweigern nicht ihre Selbständigkeit zu nehmen, sondern sie vielmehr unter einem starken Regiment vor allen Fährlichkeiten und Schwankungen zu wahren.

Diese politischen, aber eigentlich nur kulturgeschichtlichen Betrachtungen stehen mit unserm Thema in engem Zusammenhang. Während in Frankreich die Provinzialmuseen und die Kunst- und kunstgewerblichen Schulen der Provinz für die Entwicklung des allgemeinen Geschmacks so gut wie gar keine Bedeutung haben, dieser vielmehr ausschließlich von Paris diktiert wird, stehen die gleichen Institute in Berlin, Dresden, München, Wien (wir rechnen Deutschösterreich hinzu), Stuttgart, Karlsruhe u. s. w. so ziemlich auf derselben Höhe des Einflusses. Das ist ein unbestreitbarer Vorzug der deutschen Kleinstaaterei. Ein Vorzug aber der Zusammenfassung dieses vielgestaltigen Staatenwesens in dem Reichsgedanken besteht darin, daß jener Einfluß sich keineswegs auf das engere Gebiet jener genannten Städte beschränkt. Wir verdanken es einerseits der durch Gründung des deutschen Reiches erfolgten Beseitigung der Zoll- und anderer Schranken, welche früher zwischen den einzelnen Staaten bestanden hatten, andererseits den Gewerbe- und Industrieausstellungen, daß fast überall ein gleiches Niveau technischer Fähigkeit erreicht worden ist. Wir sehen in den Kunstgewerbemagazinen und in den Schaufenstern der Schreiner, Dekorateurs, Bronzewaarenhändler u. s. w.

in Köln, Hamburg, Hannover, Magdeburg, Leipzig, Darmstadt dieselben Gegenstände in denselben Formen. Im deutschen Parlamente sind sieben oder acht verschiedene politische Glaubensbekenntnisse vertreten; aber ganz Deutschland hat nur einen Cuivre-poli-Stil.

Wenn nur aber dieser gemeinsame Stil ein vernünftiger wäre, oder wenn man ihm die Ruhe ließe, sich in vernünftigen Bahnen zu entwickeln! Aber man gönnt der Industrie diese Ruhe nicht. Ihr Stolz liegt in der Nachahmung.

Was haben wir damit erreicht, daß unsre Kunstschler jetzt — es ist die Mode dieses Jahres — triumphirend auf Möbel im Geschmack Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. hinweisen können, die viel sauberer und solider gearbeitet sind als die echten alten? Den französischen Handwerkern jagen diese Stilformen etwas, weil sie mit ihnen von Jugend auf vertraut, weil dieselben aus ihrer nationalen Entwicklung erwachsen und beständig in Übung geblieben sind. Uns Deutschen sind diese theils gravitätischen, theils leichtfertigen koketten Formen nur eine gleichgiltige Kuriosität. Eine gleiche Berechtigung seines Unternehmens darf ein Münchener Maler in Anspruch nehmen, welcher gegenwärtig mit dem Modell eines japanischen Zimmers herumreist, um reiche Kunstliebhaber zu japanischen Zimmereinrichtungen zu verlocken. Gibt es einen thörichtereren Gedanken? Der Künstler mutet uns zu, daß wir die gemauerten Wände unsrer Zimmer mit Schirmen aus leichtem Holze verkleiden sollen, welche mit bemaltem Atlas überzogen sind. Er verlangt, daß wir uns nach japanischer Manier auf niedrigen Truhen zusammenkauern und um niedrige Tischchen herumhocken sollen. Und doch hat er ebenso Recht wie die Tischler mit ihren Stühlen à la Louis XIV., deren hohe steife Lehnen wir garnicht brauchen, weil wir keine Allongeperücken und unsre Damen keine Fontangen tragen.

Diese Nachahmungssucht, diese unheilvolle Neigung zum Fremden bringt uns in die größte Verlegenheit, sobald es sich um die Lösung einer großen Aufgabe handelt. Wenn in Frankreich ein monumentales Gebäude errichtet werden soll, so ist der Architekt keinen Augenblick über die Wahl des Stils im Zweifel. Sein Louvre, sein Palais von Fontainebleau, seine Renaissanceeschlöffer sind ihm mustergiltige Beispiele echt nationalen Gepräges. Wir Deutsche haben über der Nachahmung des Fremden noch keine Zeit gehabt, uns einen eignen Stil zu schaffen. Wir genießen aber dafür den Ruhm, daß die französische Gothik nirgends so grandios, die italienische Renaissance nirgends so malerisch, der italienische Barockstil nirgends so majestätisch und das Rokoko nirgends so geistvoll und grazios ausgebildet worden sind wie in Deutschland. Wir haben es erlebt, daß bei der Konkurrenz um das deutsche Reichstagsgebäude die Verfasser des mit dem zweiten Preise gekrönten Entwurfes den Stil der französischen Renaissance für den passendsten gehalten hatten und daß ihrem Projekt ein andres minder geniales vorgezogen wurde, weil dessen Verfasser wenigstens einen originellen Gedanken gehabt und konsequent durchgeführt hatte.

Das bedeutendste künstlerische Ereignis des verflossenen Jahres war die Konkurrenz um das Reichsgerichtsgebäude für Leipzig. Wir haben hier dieselbe Beobachtung gemacht wie auf allen übrigen Gebieten künstlerischer und kunstgewerblicher Thätigkeit: eine glänzende technische (hier also zeichnerische) Fertigkeit, ein großer Reichtum von Phantasie in allen Detailbildungen, eine umfassende Kenntnis aller geschichtlich überlieferten Kunstformen, aber ein haltloses Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenen Stilarten und eine große Unklarheit über die Bedürfnisse unsrer Zeit. Wir können uns den seltsamen Spruch des Preisgerichts, welches sich bekanntlich für den nüchternsten und ärmlichsten aller Entwürfe entschied, nur so erklären, daß die Juroren, um keinen auffälligen Stil zu bevorzugen, dasjenige Projekt auswählten, in welchem die Eigentümlichkeiten eines gewissen Stils oder auch nur eines bestimmt ausgeprägten Charakters am weitesten zurückgedrängt waren.

Die Hoffnung einer großen und ehrenwerten Zahl von Patrioten, daß sich aus der deutschen Renaissance ein für unsre Ansprüche und Lebensbedingungen brauchbarer Stil entwickeln werde, konnten wir, wie vor Jahresfrist an dieser Stelle ausgeführt und begründet wurde, nicht teilen. Wie sehr wir mit unsrer Behauptung, daß die deutsche Renaissance keine Zukunft habe, Recht gehabt haben, das hat uns schon der Lauf eines kurzen Jahres gezeigt. Mit Riesenschritten ist die Vorliebe für Barock und Rokoko gewachsen, und wir müssen leider sagen, daß die deutsche Renaissance heute nur noch der Stil der Bierhäuser und Weinstuben ist, welche das durch die Buzenscheiben künstlich erzeugte Halbdunkel und die traulichen Winkel besser vertragen können als die der Arbeit und dem Schaffen gewidmeten Räume.

Auch der Eisenbau ist über der stetig wachsenden technischen Vervollkommnung noch nicht zur Ausbildung seiner ästhetischen Seite gekommen. Für das künstlerisch gebildete Auge sind die kühn und gewaltig emporstrebenden Pfeiler, Bogen und Rippen immer noch eine rohe Masse, welche mehr durch Rechenexempel, durch statische Berechnungen als durch die bildende Phantasie in Bewegung gesetzt und aufgebaut wird.

Wir haben bisher die beiden andern Zweige der bildenden Kunst, die Malerei und die Plastik, noch nicht berührt. Geht es dem einen oder dem andern besser als dem Kunstgewerbe und der Architektur? Hat in der Malerei und in der Bildhauerkunst bereits der Stil die Herrschaft über die Mode davongetragen, oder herrschen hier ebenso zersahrene und hoffnungslose Zustände? Wir glauben den letztern Teil dieser Frage mit Nein beantworten zu dürfen. Die Versuche falscher Koketterie mit altdeutschem Wesen haben doch erheblich nachgelassen, und überall macht man die erfreuliche Wahrnehmung, daß ein engerer Anschluß an die Natur gesucht wird. Man legt die durch Altertumsstudien gefärbte Brille mehr und mehr beiseite und sucht aus der Quelle zu schöpfen. Wenn diese ersten Versuche auch noch sehr oft zu einem rohen und verletzenden Natura-

lismus führen, so mag daran erinnert werden, daß die Blüte der italienischen Kunst aus gleich rohen Anfängen erwachsen ist. Eine Höhe der Kunstentwicklung, wie sie das sechzehnte Jahrhundert in Italien gesehen hat, wagen wir freilich nicht zu hoffen. Aber der lebendige und unbefangne Naturalismus unsrer Plastik, die wir augenblicklich am höchsten unter den bildenden Künsten stellen, läßt uns doch mit tröstlichem Gefühl in die Zukunft blicken, zumal da sie sich bereits hie und da zu Schöpfungen idealen Charakters aufgerafft hat, welche spätern Geschlechtern eine günstigere Vorstellung von unserm Kunstvermögen bieten werden, als es unsre Architektur und unser Kunstgewerbe imstande sind. Man wird dann vielleicht von einem „Stil“ in der Plastik während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts reden und achselzuckend erzählen, was in der Baukunst und in der Industrie „Mode“ gewesen sei.

Berlin.

Adolf Rosenberg.



## Zur Misere unsrer Literatur.



Es ist ein großes Übel, daß namentlich seit dem Jahre 1848 so viel schöne Zeit mit der zerstreuten und aufregenden Zeitungsleserei vergeudet wird. Wie viele lesen noch etwas andres als diese flüchtig vorüberrauschenden Blätter? Freilich ist das Übel erklärlich. Nur zu oft ist seit genanntem Jahre jeder in seiner ganzen Existenz durch die Entwicklung der Begebenheiten bedroht gewesen, und es mußte ihm alles daran liegen, von deren Gange stetig unterrichtet zu sein. Dann kam die Periode der rapiden Gesetzmacherei, wodurch nur zu viele bestehende Verhältnisse aus den Angeln gehoben wurden, und man mußte sich durch das Lesen aller möglichen Kammerverhandlungen darüber „auf dem Laufenden“ erhalten. Auch wollte man doch wissen, wie die vielfach zu uns herüberwirkenden Krisen in den außerdeutschen Nachbarländern sich gestalteten. Kaum aber glaubte man über den fernern Verlauf der Dinge im Vaterlande beruhigt sein zu dürfen, als der Krimkrieg ausbrach, an den sich dann in den folgenden dreißig Jahren die drei Kriege anschlossen, die Preußen und Deutschland führen mußten — eine kriegerische Periode, in die auch das vierjährige Ringen zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union fällt und die — da wir dem Pygmäenkampf zwischen zwei Duodez-Balkanstaaten keine Wichtigkeit beimessen — durch den letzten russisch-türkischen Kampf einen vorläufigen Abschluß erhalten hat. Bei dem allen war es ganz erklärlich, daß man jede andre Lek-